

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 17 (1941)
Heft: 6

Artikel: Millionen in Gefahr [Fortsetzung]
Autor: Wiegand, Carl Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Millionen in Gefahr

ROMAN VON
CARL FRIEDRICH WIEGAND

Copyright by Huber & Co., Aktiengesellschaft, Frauenfeld

8. Fortsetzung

Und sie erzählte von der Fahrt auf dem Meere, durch den Nordseekanal, den Amsterdamer Hafen, auf der Zuidsee, von der Insel Marken und der schönen Heimfahrt... Plötzlich unterbrach sie sich:

«Willst du den Brief meines Vaters lesen?»

Frederik zögerte, den Brief entgegenzunehmen.

«Willst du mir nicht seinen Inhalt mitteilen? Deinen traurigen Augen nach zu urteilen, schreibt er nichts Gutes.»

«Er schreibt, wenn ich meine Aufgabe als erfüllt betrachtet könne, möge ich heimreisen!»
«Hast du ihm geschrieben, daß du aus der Klinik ausgetreten bist und nun hier meine Pflege übernommen hast?»

«Ich habe ihm alles geschrieben, aber ich habe ihm nicht geschrieben, daß du meine Pflege entbehren könntest; denn das weiß ich doch selbst nicht. Auch Professor Horstmoor vermag das nicht sicher zu sagen. Diese Nachricht muß ihm von anderer Seite zugekommen sein. Wer meinem Vater diese Auskunft erteilt hat, steht nicht in dem Brief.»

«Bitte, gib mir den Brief!» bat Frederik aufgeregt.

Er las ihn und sagte:

«Ich werde sofort an Horstmoor und deinen Vater schreiben!»

Am folgenden Morgen atmete der Himmel Erlösung. Das Meer lag in wiegendem Frieden, wie in Erinnerung an überstandene Gefahren.

Frederik hatte Jan Boom beauftragt, ihm einen andern Platz am Hang der Steildüne zu suchen, da er nicht durch Besucher belästigt sein wolle — und sie blieben mehrere Tage unentdeckt.

Sie lagen in ihren Badekleidern im heißen Sande, ließen sich vom Salzwind röten, von der Sonne bräunen und freuten sich des Alleinseins.

In den folgenden Wochen wechselten sie ihre Ruheplätze, um der Neugier der Verwandten zu entinnen, und suchten die Einsamkeit von «Sampali» auf, wo sie Frau Aleyda Torning besuchte und ihnen die Nachricht brachte, daß Requina angekommen sei, im «Hotel Marina» wohne und täglich auf den gepflasterten Promenaden spazierte.

Unwiderstehlich zog es Tilde zum Strand, zu dem Ausblick in die Ferne.

Horstmoor hatte entschieden, daß sein Patient am Meere bleiben solle, wenn anders er nicht verzögere, in die Klinik zurückzukommen, da er noch mehrere Wochen unter ärztlicher Kontrolle und sachgemäßer Pflege bleiben müsse. Er schrieb launig, er rate zum Meereraufenthalt, damit Herr van Monaert überzeugt sein könne, daß er in erster Linie ein Arzt seiner Patienten und nicht seiner Börse sei. Auf alle Fälle aber sei größte Vorsicht auch fernherhin zu beachten und den Weisungen, die Fräulein Waldhard von ihm empfangen habe, strikte nachzuleben.

Es waren die glücklichsten Wochen, die Frederik und Tilde miteinander verlebten, als er, bei wachsender Kraft, von der jungen Aertzin geführt, die ersten Gänge ins Meer tat. Anfangs noch befangen von Schwindelgefühlen und völlig unsicher im tragenden Wasser, erholte sich der leicht Ermüdete von der ungewohnten Bewegung des Wellenschlages durch tieferen Schlaf in der Sonne der Dünen und gewann, vom Winde erweckt, größere Stärkung und erneuten Unternehmungsgest.

Eine besondere Freude war es beiden, wenn Toon Wouters mit den Pferden, die er täglich bewegen mußte, an der Brandung vorüberkam. Er führte an der Longe stets ein zweites Pferd und, wenn er die Stute «Phena» ritt, das Fohlen «Jilo» zum Entzücken aller Kinder.

Eines Tages, als Toon den «Pirano» bewegte und Frederiks Schicksalspferd «Merico» an der Longe führte, warf Tilde übermütig den Bademantel ab, sprang den Abhang hinunter und frug, bei den Pferden angekommen, zu Frederik hinauf:

«Darf ich?» und deutete auf «Merico».

Frederik, der sie nicht zurückhalten und ihr keine Bitte abschlagen konnte, nickte.

Toon Wouters, der sich flink aus dem Sattel geworfen hatte, machte in Kniebeuge aus seinen beiden Händen einen Steigbügel und hob Tilde, die gewandt das Bein über die Kuppe des Pferdes warf, auf den ungesattelten Rücken...

Merico benahm sich lammfromm, als kenne sie die große Verantwortung, und nun, da Toon ebenso rasch in den Sattel gestiegen, winkte Tilde Frederik zum Abschied, und beide ritten im Schritt in der Richtung Ymuidens davon.

Frederik benedelte Toon Wouters, der neben ihr reiten und ihren Anblick genießen durfte.

Es war ein Bild, das Frederik noch lange im Gedächtnis bleiben sollte: die schlanke, rassige Geliebte auf dem sattellosen edlen Pferde, diese Verbindung zweier Schönheitsformen, wie er sie sich reizender nicht denken konnte.

Er schloß die Augen und lag lange in tiefen Träumen, die ihre goldenen Fäden alle um Tilde spannen und heiße Wünsche in ihm wachriefen.

Da erweckte ihn ein Aufschrei vom Strande her und ließ ihn aufsehen.

Von Ymuiden, von einem Strandausflug heimkehrend, hatte Noor mit ihren Luchsaugen ihn entdeckt. Vor ihr schritten, ohne nach links noch rechts zu schauen, das Ehepaar Pleuzer und Fräulein Vermeulen mit verbissenen Gesichtern. Noor war in Begleitung ihres Mannes.

«Hallo! Endlich finden wir dich!»

Nach allgemeiner Begrüßung rief sie in ihrer übertriebenen Art:

«Weißt du, wer uns begegnet ist, was wir gesehen haben? Eine Vision von Tennyson! Toon Wouters ist uns begegnet, streng und ernst, mit einem Gesicht wie der Lord-Mayor von Coventry, und neben ihm ritt — Lady Godiva! Wahrhaftig! Lady Godiva! Fabelhaft! Sie ritt mit gesenkter Stirn, als sie unser gewahr wurde. Reizend! — Uebrigens, Fred, du hättest Pleuzer und Tante Josepha sehen müssen, als Fräulein Waldhard mit Toon uns entgegenritten kam. Gostowe hielt ihren schwarzen Spitzenfächer vors Gesicht, wahrscheinlich um ihre Schönheit keusch zu verbergen, und zischte: 'daß sie sich nicht vor dem Pferdeknecht schämt!' Pleuzer und Tante Josepha ließen fast ihre Basedow-Augen auf den Sand fallen, eiferten und geiferten: ... Schändlich, schrecklich, abscheulich! Was sie sonst noch sagten, will ich aus Zartgefühl verschweigen!»

«Dein Zartgefühl!» bemerkte Derk, mit einem Blick zum Himmel. Aber Noor hörte gar nicht auf ihn.

«Fräulein Waldhard! Fräulein Waldhard!» rief sie und eilte den Hang hinab, den Ausflüglern entgegen, die eben zurückkamen.

Ehe Toon Wouters Tilde beim Absteigen behilflich sein konnte, hatte sie, das gestreckte Bein über den Kopf des Pferdes schwingend, mit einer Volte den weichen Sand erreicht, klopfte dem schönen Tiere den Hals, bedankte sich bei Toon und winkte zur Düne hinauf.

Noor überschüttete sie mit Liebenswürdigkeit:

«Großartig! Fabelhaft! Sie sind eine Amazonen! Sie hielt Tilde zurück und flüsterte: «Einen Augenblick! Ich komme, Ihnen eine Einladung zu bringen! Viele Offiziere, Kameraden meines Mannes, freuen sich darauf, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie haben heute abend im 'Piet-Hein', einem feinen Weinrestaurant, ein Kränzchen arrangiert und uns eingeladen. Die Herren haben Sie heute vormittag gesucht, um Sie persönlich einzuladen. Ich habe mich dafür verbürgt, Sie mitzubringen!»

Tilde setzte sich in Bewegung, stieg den Hang hinauf und warf sich lachend in den Sand.

«Das war eine Leistung!» sagte Derk mit anerkennenden Blicken.

«Ein wenig anstrengend! Ohne Sattel! Heiß! A-a-aber herrlich!» erwiderte Tilde.

«Und heute abend geht's zum Tanz! jubilierte Noor. Sie tanzten doch gern, Fräulein Waldhard?»

«Sehr gern!» bestätigte sie.

«Also, Sie nehmen die Einladung an?» frug Noor siegesicher.

«Ich denke gar nicht daran, Frau van Monaert!» erwiderte Tilde, sich erhebend, lief die Düne hinab und warf sich zur Abkühlung in die Brandung.

XXII.

In die nachsommerliche Ruhe des Effektenmarktes der Amsterdamer Börse am Damrak war ein Ereignis herangeplatzt, das die Börsianer durcheinander wimmeln

ließ, wie wenn ein grober Stiefel in einen ruhenden Ameisenhaufen gefahren wäre.

Diese ungewohnte Aufregung hatte das erneute Auftreten Hazenbroigs verursacht.

Das Handelsblad und andere namhafte Handels-Zeitungen hatten die ersten Berichte über die frühherbstlichen Tabakeinschreibungen gebracht, über die lebhafteste Nachfrage, über die großen Umsätze, die amerikanischen Ankäufe mächtiger Stapel, über die erzielten Preise und die noch nie dagewesene Hausse der Tabak-Aktien.

Viele vermögende Leute, auch Agenten, Makler und Bankiers, die ein wenig Seeluft schnappen wollten, ehe die Hatz des Börsenbetriebes sie wieder zur Ruhelosigkeit verurteilte, reisten ab. Auch die Verwandten Frederiks van Monaert verließen sämtlich Zandvoort, ohne daß Frederik sich dies erklären konnte.

Die große Tabakernte aus Niederländisch-Indien war Ende August im Hafen Amsterdams eingetroffen.

Alle Tabakunternehmungen, die großen, die kleineren und kleinsten, hatten in einem Kampfe um den Schiffsraum sich bemüht, ihre Vorräte so früh als möglich zu verfrachten, um dabei zu sein, wenn die aussichtsreiche amerikanische Spekulation auf der Tabakbörse in Frascati ihren Höhepunkt und Schlußakt erlebte.

Die Tabakpreise, die im Laufe des Jahres bei den früheren Einschreibungen erzielt worden waren, wurden überboten. Sie verzeichneten Rekordhöhen.

Auch die Reeder hatten ein gutes Geschäft gemacht.

Hazenbroig, der seit Mitte August wieder in Holland weilte und sechs Dampfer gechartert hatte, auf die der Tabak aus den kleineren Transportschiffen umgeladen werden mußte, war, wenn er auf der Börse nichts zu tun hatte, stets im Hafen zu finden. Seine künstliche Ruhe, die er sonst zur Schau trug, war dahin.

In allen Tabak-Lagerhäusern hörte man seine fettige Stimme, stolperte der Schwebewegliche herum.

Es war ihm eine Lust, die gewaltigen Stapel anzusehen, die in hellgelben glänzenden Katjan eingehäufte großen Tabakballen, sauber geordnet, nach Herkunft, Pflanzung und Unternehmung, hoch gesattelt, die Räume bis zum Dach füllten.

Starrhenius war dagegen nicht aus der Fassung zu bringen. Die Zeichnungen auf die kleinen Anteile der Tobacco Comp. Ltd. hatten in der letzten Zeit derart zugenommen, daß er sie schließen ließ.

Am 9. September kam Derk nach Zandvoort und berichtete, was Frederik nicht glauben wollte, daß unter dem Einflusse Pietjan Pleuzers fast alle seine Geschwister an der Spekulation Hazenbroigs beteiligt seien.

Gostowe Pleuzer, Noor, die Gattin Derks, und Tacohayo hätten bei Starrhenius gezeichnet, und Tacohayo, der eine für seine Verhältnisse erstaunliche Summe angelegt, habe zu diesem Zwecke gute Wertpapiere abgestoßen und den Preis dafür so limitiert, daß sie Käufer finden mußten, um — koste es, was es wolle — über bares Geld verfügen zu können.

«Sind die Tabakschiffe schon ausgelaufen?» fragte Frederik, dem Schweiß auf die Stirne trat.

«Eben nicht!» sagte Derk. «Die Schiffe werden erst freigegeben, wenn Hazenbroig allen seinen Verpflichtungen nachgekommen ist.»

Die Hauptursache der Verzögerung für die Abfahrt aber sei, daß Hazenbroig auch noch die letzten Einschreibungen, die am siebenten, achten und neunten September stattfänden, abwarten wollte.

«Welcher Tag gilt als der äußerste Termin für die Ausfahrt der Tabakschiffe?» fragte Frederik.

«Wenn der letzte Dampfer am 12. September hier die Anker lichtet, hofft man zur rechten Zeit drüben zu sein!»

Tilde bemerkte mit Unruhe, wie alle diese Nachrichten ungünstig auf Frederik wirkten und schlug deshalb vor, die Einsidelei «Sampali» aufzusuchen, wo man nicht so leicht zu finden war.

Jedoch, als sie das Hotel verließen, kam ihnen die Haushälterin, die Frederiks Besetzung im West-Einde Amsterdams verwaltete und eben mit dem Zuge eingetroffen war, atemlos und aufgeregt entgegen und teilte ihm mit, daß, während sie in der Stadt Besorgungen gemacht habe, in seine Villa eingebrochen worden sei. In dem Arbeitszimmer des Herrn seien alle Schreibfächer erbrochen worden. Geld und Geldeswert seien unberührt geblieben. Auf Wertgegenstände habe es der Einbrecher also, soweit sie es beurteilen könne, weniger abgesehen gehabt, dagegen alle Akten, Photos, Andenken und Briefe durcheinander gewühlt.

Da entschloß sich Frederik, mit dem nächsten Zuge nach Amsterdam zu fahren, um zum Rechten zu sehen.

«Wann haben Sie die Polizei benachrichtigt?»

«Noch in der gleichen Stunde, als ich den Einbruch entdeckte.»

«Bis zum Abend bin ich wieder hier», sagte er zu Tilde.

Aber Tilde wollte Frederik nicht allein fahren lassen. Sie gingen beide zur Bahn.

Das Haus im West-Einde stand unter polizeilicher Bewachung. Nur in Gegenwart der Sicherheitsbeamten

(Fortsetzung Seite 132)

UNTERWEGS

Besinnliches von Manesse

Frühlingsputzete und Erziehung

In einem rechten Haushalt herrscht Sauberkeit: in bibischen wird von Tag zu Tag dafür getan, etwas mehr von Woche zu Woche, aber das Hauptreinemachen vollzieht sich bei der Frühlingsputzete, alle Jahre wieder... Dann stehen die Stühle nicht nur, wie gewöhnlich Freitags oder Samstags, alle Viere nach oben, auf dem Kopf, sie werden hinausgetragen, alle Ecken der Stube sind ausgeräumt, alle Kisten und Kasten entleeren sich, der Staubsauger heult tagelang, es riecht nach frisch aufgezogenen Gängen und Widse — der Dämon der Reinlichkeit wirft sich über die Wohnung. Vorhänge werden gewaschen und lassen die Fenster zwei Tage lang nackt und kalt erscheinen, und statt der Bilder an den Wänden sieht man das unverbläute Tapetenmuster fremd und unbehaglich auf einen niederstarren. Aber man fügt sich, wenn vielleicht auch ingrimmig. Man weiß: Sauberkeit, Reinlichkeit muß sein, und schließlich ist man sogar bereit, sich dankbar zu ergeben. Wie furchtbar wäre es, wenn diese Prozedur jeden Monat erfolgte!

Vielleicht ergibt man sich auch in das Unabwendbare, weil man einsieht, daß es nötig ist, und mit Freuden mit einem verloren geglaubten, besonders lieben Bleistift oder Kragenknopf, der einmal hinter die Polsterung des Sofas gerutscht sein muß, Wiedersehen feiern kann, und weil einem das Heim neu geschenkt vorkommt. Das wäre ganz in der Ordnung und zeugte von einem gesunden Lebensgrundsatz — man soll sich ja wirklich bemühen, in allem Unangenehmen, das uns der Lauf der Tage bringt, auch etwas Erfreuliches zu sehen oder es wenigstens gelassen zu tragen. Fangen wir nämlich einmal an, uns durch den Kleinkram beunruhigen zu lassen, so werden wir bald aus der Verdrossenheit nicht mehr herauskommen und allenthalben unterliegen.

Aber was in einem rechten Haushalt am Platze ist, braucht darum noch lange nicht anderen Lebensverhältnissen angemessen zu sein. Auch das Kind ist eine Art Behausung, in der sich immer wieder dies und das ansammelt, das nicht hineingehörte, und der Gedanke kann sich einem nahelegen, es auch hier, wenn die Zeit erfüllt ist, mit einem großen Reinemachen zu versuchen und wieder einmal sauberen Tisch zu machen. Man liest und hört von einzelnen Fällen, wo ein Kind regelmäßig alle Wochen oder alle Monate ausgeprügelt wurde: für die Untaten, die nicht ausgekommen waren und nicht auf der Stelle hatten gesühnt werden können. Und die Erzieher, die so vorgingen, hatten das Gefühl, damit dem Kind eine Art von seelischer Blutreinigungskur angedeihen zu lassen.

Sie gemahnen an Leute, die bei der Frühlingsputzete nur einen mächtigen Staubwirbel veranstalten: der Unrat kommt schon in Bewegung, aber er verlagert sich bloß und findet vielleicht noch verborgener Winkel, wo er sich festsetzen kann; wirklich weggeschafft wird er nicht. Wirklich weggeschaffen läßt er sich beim Kinde auch nicht — wenigstens nicht durch fremde Hände. Wenn in uns etwas nicht in Ordnung ist, müssen wir schon selber zum Rechten sehen. Wir können Hilfe anrufen, wir können uns helfen lassen — das Entscheidende müssen wir selber tun, und beim Kinde verhält es sich

nicht anders. Zum Glück, wird man sagen, sind jene Quartalerzieher auch seltene Ausnahmefälle, Abnormitäten, und wir können über sie hinweg und zur Tagesordnung gehen.

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Einspruch erheben muß. Jene Quartalerzieher und seelischen Frühlingsputzer sind allerdings, wo sie in Reinkultur vorkommen, Ausnahmefälle, aber Anwendungen in dieser Richtung haben wir alle. Wir verfallen immer wieder der Auffassung, zu erziehen sei ein Geschäft, das sich durch «Maßnahmen», die wir treffen, erledigen lasse, und in immer neuen Anläufen suchen wir dieser Pflicht zu genügen. Man sieht es manchmal geradezu, wie Erzieher, wenn sie an ihr Geschäft gehen, die Hemdärmel hochkrepeln — das ist natürlich im Bilde gesprochen. Aber kennt niemand die Szene, da der Erzieher (zum wiewielften Male!) im Brustton der Ueberzeugung verkündet, daß es so nicht weitergehen könne, daß es «von jetzt an» anders werden müsse? Und in wievielen Prozenten der Fälle setzt sich wohl ein solcher Vorsatz endgültig durch? Sind es zehn?

Schwierige Sache, daß wir die Erziehung niemals erledigen können wie die endliche Niederschrift eines lange fälligen Briefes oder die schließliche Begleichung einer unbezahlten Rechnung. Daß die Erziehung (von außerordentlichen Fällen sehe ich ab) keine Maßnahmen verlangt, sondern das rechte Leben, die stille Fürsorge und Vorsorge, die stete Hilfsbereitschaft, den Opferwillen im kleinen. Es geht weniger darum, Leben, Gesundheit, hart erarbeitetes Geld an die Kinder zu geben, als ihnen eine Viertelstunde unserer Zeit gutwillig und gutmütig zu opfern, an ihrem Leben gütig teilzunehmen, sie an unserem Leben teilhaben zu lassen. Es geht weniger um die Veranstaltung von Festen und Ausflügen, als um die Stetigkeit, mit der man, von allem Anfang an, für sein Kind da ist.

Ich rufe die Erinnerung eines jeden an vergangene Kindertage auf und an die Rolle, die ein guter Vater, eine gute Mutter darin spielten. Die innere Verbundenheit mit den Eltern gab uns des Lebens Richtung und später, auch wenn sie lange schon dahingegangen waren, in besonderen Notlagen den Halt. Kaum sind es besondere erzieherische Maßnahmen gewesen, die so nachwirkten, sondern es war das Leben, das sie gelebt haben, und das wir weitertragen. Es war die reine Luft, die in ihrem, in unserem Hause herrschte und die wir spürten und atmeten tagaus, tagein. Diese reine Luft hatte eine desinfizierende Kraft: was Uebles von außen kam, fand keine Heimstätte oder wurde gleich wieder verzehrt, wie schädliche Eindringlinge vom gesunden Blut beiseite geschafft werden. Schwierige Sache, wiewiel das Wenige, das zur guten Erziehung gehört, vom Erzieher verlangt. Nicht irgendwelche besonderen Anstrengungen und Maßnahmen, sondern nur das Bemühen, als guter Mensch für die Seinen da zu sein. Nur ein Bemühen soll es sein, da wir ja doch zur Vollkommenheit nicht taugen, aber allerdings: ein ehrliches Bemühen. Und, nicht wahr — keine Frühlingsputzete.

(Fortsetzung von Seite 130)

durfte Frederik sein Arbeitszimmer betreten. Er hatte alles so vorgefunden, wie es die Haushälterin ihm geschildert hatte.

Rechtsanwalt Dr. Roelof Gildewart, den Frederik und Tilde alsbald aufsuchten, sagte, kalt lächelnd:

«Der intellektuelle Urheber des Einbruchs ist Frau Requina van Monaert. Mit ihrem Einverständnis hat der Anwalt der Gegenpartei sogenannte «Privatdetektive» gedungen, um aus Spitzbubenhänden Material gegen Sie in die Hand zu bekommen.»

Er sagte dies wegwerfend und mit der Sicherheit, als läge der Tatbestand der Untersuchung schon fest. Als Frederik aus Billigkeit einen Einwand versuchte, schnitt ihm Dr. Gildewart das Wort ab:

«Schluß damit, Herr van Monaert! Meine Geduld ist zu Ende! Hoffentlich auch die Ihre! Ein Gegner, der solche Mittel anwendet, ist ein Rabulist, kein Rechtsanwalt! Eine Frau die solche Mittel gestattete oder anregt, verdient keine Rücksichten.»

Frederik fühlte die großen Augen Tildes auf sich gerichtet. Er wagte es nicht, sie anzusehen.

«Der Termin Ihres Scheidungsprozesses, Herr van Monaert, ist vom Gericht auf den 25. September dieses Jahres angesetzt worden», sagte Dr. Gildewart. «Ich ersuche Sie dringend, mir jetzt freie Hand zu geben!»

«Tun Sie, was Sie für nötig erachten!»

Am 7. September hatte nach einem Gewitter schlechtes Wetter eingesetzt.

Frederik und Tilde, die beide das aufgewühlte Meer liebten, ließen es sich nicht nehmen, jeden Tag, wohlsicher in Regenmäntel und Ledermützen, zweimal hinauszuziehen, um sich vom salzigen Atem des Meeres durchblasen zu lassen.

Jedemal kehrte Frederik heiterer und stärker, Tilde übermütiger von den Ausgängen zurück.

In der Nacht vom 11. auf den 12. September setzte eine Windstärke ein, wie sie um diese Jahreszeit an der holländischen Küste nur selten erlebt wird.

Große Teile der hohen Schutzdüne, die von der Gewalt der anprallenden Wogen eingerissen worden waren, mußten in heftiger Eile durch die amtliche Deichwacht mit Hunderten von Sandsäcken verstärkt oder wieder aufgebaut werden.

Die Zeitungen berichteten, daß elf Fischerboote mit 33 Mann Besatzung untergegangen seien.

Eine springflutähnliche Brandung habe alles Niet- und Nagellose vom Ufer getragen — Strandkörbe, Badekabinen, Vergnügungs- und Segeljachten — dazu viele in dem Hafen liegende Fischerboote und Pinken gegeneinander geworfen und beschädigt. Die Mole des Fischerhafens in Zandvoort sei in einer Breite von 40 Fuß ins Meer gesunken. In Ymuiden sei der gewaltige, aus kubik-

metergroßen Zementblöcken hoch aufgemauerte, sieben Meter breite Pier an zwei Stellen zusammengebrochen.

Die Tabakdampfer, die nun zur Abfahrt bereitlagen, seien wegen des Unwetters zurückgehalten worden.

Nun aber war keine Zeit zu verlieren!

Als der Sturm ein wenig abblaute, befahl die Reederei die Ausfahrt der Schiffe, denen man gutes Wetter und gute Fahrt wünschen mußte, wenn sie noch zur rechten Zeit ankommen sollten.

Eine große, interessierte Menschenmenge wartete auf das Auslaufen des ersten Schiffes.

Mit dem Dampfer «Spaarndam» an der Spitze, der auf Wunsch Hazenbroigs über die Toppen geflaggt hatte, setzte sich, in gehörigen Abständen, der Zug der Tabakschiffe in Bewegung, hinaus zu Meere.

Die teure Fracht war gut durch den Nordseekanal und die Schleusen gelost worden.

Im Außenhafen machten die Schiffe eigenen Dampf auf.

Die «Spaarndam» hatte schon den Ausgang zwischen den Pieren erreicht, als sie plötzlich warnend das Nebelhorn spielen ließ und zwei ballonartige Kugeln am Signalmast hißte, die für jeden Seemann die Bedeutung haben: Halt! Ich bin nicht bewegungsfähig!

Dort, wo sich die beiden Pierer am meisten näherten, also in der engen Durchfahrt, war die «Spaarndam» im Sande, den die Sturmflut vor dem Eingang aufgebaut hatte, festgefahren.

Das Manövrieren, loszukommen, half nichts. Ja, das Schiff geriet noch tiefer in die Sandbank hinein, drehte sich seitlich vom Winde ab, stand Richtung Ost—Nord—Ost und versperrte derart den Eingang, daß weder ein anderes Schiff auszulassen, noch ein ankommendes passieren konnte, wenn es nicht Gefahr laufen wollte, durch Stromversetzung oder Winddruck die «Spaarndam» zu rammen oder selbst auf den Pier geworfen zu werden.

Kleinere und größere Schlepper, die man aus dem Hafen Amsterdams requirierte und nach wenigen Stunden zur Verfügung hatte, versuchten, die «Spaarndam» achteraus wieder in Fahrt zu bringen.

Allein vergebens.

Man hatte Baggermaschinen sofort nach Ymuiden beordert, allein sie konnten ihre Aufgabe nicht erfüllen, weil an der wichtigsten Stelle die «Spaarndam» auf dem Grund festsaß.

Hatte die durch das Unwetter verspätete Ausfahrt der Tabakschiffe schon Unruhe an der Börse verursacht — jetzt gerieten alle Interessenten in Aufregung.

Die Zeitungen berichteten anfangs sachlich über das Mißgeschick, in Ueberschriften wie: «Der Hafen von Ymuiden durch eine Sandbank gesperrt.» Oder: «Die «Spaarndam» am Hafeneingang aufgelaufen.» Oder: «Die Ausfahrt der Hazenbroigschen Tabakschiffe unmöglich.»

Am zweiten Tag lautete der Bericht kritischer. Man schrieb unter der Schlagzeile: «Millionen in Gefahr!»

Am dritten Morgen wählte ein Hetzblatt das Stichwort: «Wer auf Starrhenius vertraut, hat auf Sand gebaut!»

Die Nachricht vom Auflaufen der «Spaarndam» tauchte, durch Kabel gemeldet, auch in der New-Yorker Presse auf, wo sie sensationell aufgemacht wurde, größte Spannung und Unruhe erzeugte, von den Gegnern Hazenbroigs mit Freude begrüßt, von seinen Schicksalsgenossen mit Beklemmung gelesen wurde.

Die Initiatoren der Mac-Kinley-Bill triumphierten offen und nahmen die Gelegenheit wahr, der Regierung in Washington deutlich zu empfehlen: den Termin für die Inkraftsetzung der Bill, wie sie ihn schon vor Monaten in Aussicht genommen habe, auf den ersten Oktober mittags zwölf Uhr endgültig festzusetzen.

Als am zweiten Tage immer noch das Schiff festlag, entschloß sich Hazenbroig zum Äußersten. Er hatte vorher keine Ausgaben gescheut, jetzt war er zu jedem Opfer bereit! Auf den Rat von Starrhenius, der ihm diese Chance vermittelt hatte, entschloß er sich, neue große Ozeandampfer, die in Rotterdam lagen und ihre Bereitschaft zur Hilfe erklärt hatten, nach Ymuiden kommen zu lassen.

Am Spätnachmittag des zweiten Tages kamen sie an, und in der Nacht und im Laufe des dritten Tages brachten sie es, mit gemeinsamer übermenschlicher Anstrengung, nach mühseligster Arbeit zustande, bei hohem Seegang die «Spaarndam» abzuschleppen.

Als Frederik die Zeitungen gelesen hatte, nahmen ihn die Ereignisse derart gefangen, daß ihn, während draußen der Sturm tobte, nichts mehr in seinen vier Wänden zu halten vermochte. Er bat Tilde, ihn nach Ymuiden zu führen. Wenn er nicht mehr weiterkäme, sagte er, könnten sie abends von Ymuiden über Amsterdam die Bahn zur Heimfahrt benutzen.

Auf dieses Versprechen hin sagte sie ihm so lieber zu, als sie selbst darauf brannte, die Macht des Sturmes im Freien zu erleben.

Die Fenster klirrten, Türen ratterten und flogen knallend zu, das Haus erzitterte. Losgerissene Bretter und Dachziegel flogen durch die Luft. Der Sturm schrie sich heiser in den Telegraphendrähten. (Fortsetzung folgt)